

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 11

Artikel: Die politisierenden Theologen
Autor: E.T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion: Transitfach 541 Bern	<p style="text-align: center;">Nicht die Autorität und die Tradition entscheidet über die Wahrheit, sondern das kritische Denken.</p> <p style="text-align: right;"><i>Thomas G. Masaryk.</i></p>	Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Sämtliche Adressänderungen und Be- stellungen sind zu richten an die Ge- schäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141, Zürich-Hauptbahnhof. Postsch. VIII. 26074
INHALT: Die politisierenden Theologen. — Gottfried Kellers Weltanschauung (6. Fortsetzung). — Zum Hinschied von Jules Lippert-Sänger. — Ortsgruppen. — Feuilleton: Mein Freund Isidro (Fortsetzung).		

B e r n

Die politisierenden Theologen.

Der verfllossene Dank-, Buss- und Betttag bot den Theologen aller Bekenntnisse Gelegenheit, in Predigten und Zeitungsartikeln ihre salbungsvollen Phrasen an Mann zu bringen. In alle politischen Lager schwirrten sie aus, um «Gottes Wort» zu verkünden. Im Organ der Freiwirtschaftler machte sich Herr Pfarrer Burri von Bern bemerkbar. Zwar haben die Freigeldleute bereits einen Theologen in der Person des sehr temperamentvollen Herrn Nationalrat Sonderegger, der aber seine Theologie in die Jurisprudenz eingekapselt hat, damit er wohl den von den Theologen zu Sündern gestempelten Mitbürgern besser nachgehen könne. Luther war zwar auf die Juristen nicht gut zu sprechen, denn er meinte, sie seien «böse Christen». Doch das ist Sache der beiden politischen Parteifreunde. Wo immer Theologen auftreten, da benützen sie tatsächliche Ungerechtigkeiten der Wirtschaftsordnung, um das Volk für eine Entwertung der Realität zu gewinnen, ein bekanntes theologisches Ablenkungsmanöver.

Die Ungerechtigkeiten schaffen wir nicht aus der Welt mit dem Glauben an das biblische Weltbild; das lehnen wir aus Gründen wissenschaftlicher Sauberkeit ab. Innerhalb einer geregelten Bedarfswirtschaft hat der Missbrauch des Intellekts zu politischen und religiösen Zwecken seinen Sinn verloren. Es mutet doch etwas sonderbar an, wenn der Herr Pfarrer angesichts der sozialen Ungerechtigkeiten mit der Bibel in der Hand, wie der Grosse von Wittenberg, ausruft: Hier stehe ich; ich kann nicht anders! *Wir* auch nicht! Wir stellen aber die Dinge nicht auf den Kopf dadurch, dass wir das historische Geschehen aus der «irreligiösen» Lage der Menschheit erklären, sondern umgekehrt: Das geistige Chaos ist aus der Wirtschaftskrise zu erklären. Die Behauptung, der Reichtum bestehe nicht in Geld, sondern in der Arbeit, ist richtig, aber tönt zu vag; wir müssen den Erfolg unserer Bemühungen konkret sichern. Das geschieht niemals durch den biblischen Glauben, denn jede aufs Transzendente gerichtete Spekulation der Theologen führt zu Hirngespinnsten. Wenn man den Turm der Erkenntnis besteigen will und der Aufstieg durch das Gepläre der Theologen schwieriger gemacht wird, und wir im dritten Stockwerk angelangt sind, so steigen wir nicht noch einmal ins Parterre hinab, um uns in die Kirche zu flüchten oder von vorne anzufangen, sondern bemühen uns, weiter zu kommen.

Herr Pfarrer Burri stösst sich in seinem Betttagsartikel im Organ der Freiwirtschaftler, dass die «Religion» als Privatsache betrachtet werde. Wir haben wiederholt an dieser Stelle

erklärt: Bevor man darüber klar diskutieren kann, müssen sich die Streitenden klar sein, was unter «Religion» zu verstehen ist. Versteht man unter Religion die Zusammenfassung höchster Lebensideale, das heilige Feuer der Begeisterung für alles Gute, Wahre, Schöne, wie das Wort Religion gedeutet wird, so ist diese Art Religion allerdings Privatsache und kann auch nie etwas anderes werden, weil sie als Ausdruck des Eigenwesens jedes Einzelnen nicht unter eine allgemeingültige Schablone gebracht und zum Dogma werden kann. Versteht man aber unter Religion das jeweilige dogmatische, das ist das in ein System gebrachte Glaubensbekenntnis einer Nation, einer Sekte oder auch nur eines Menschen, so ist diese Religion nicht mehr und nicht weniger Privatsache, als jede andere Kulturerscheinung auch.

Gewiss muss das, was über die Sphäre des Privaten hinausragt, etwas Höheres sein, aber immerhin nicht dem Bereiche der Wirklichkeit entrückt sein. Mit «christlichen Hoffnungen» auf ein Jenseits erstarkt kein Volk im sogenannten Kampf ums Dasein. Wir gehen mit dem Pfarrer Burri vollkommen einig, wenn er schreibt, es sei ein grosser Unterschied, ob ein Volk nur aus seiner Vernunft, seiner Kraft, seiner Tüchtigkeit zu leben gewillt ist oder ob es sich zu einem Glauben und einer Hoffnung bekennt. Glauben und Hoffnung müssen sich aber auf Dinge beziehen, die einem werktätigen Altruismus entspringen. Die «gefühlte» Berufung der Theologen mögen sie doch zu Gunsten der Armen und Elenden, im Hinblick auf die kommenden Generationen ausüben, statt über die Eigenschaften und die Absichten eines Gottes zu schwätzen, den sie ebensowenig kennen können wie wir, und über einen Himmel lang und breit daherzureden, der uns allen gleicherweise verschlossen bleibt. Rätsel und Wunder klären sich in der offenen Welt, aber nicht im Käfig der sogenannten Gottesgelehrtheit. Allein den Herren Theologen ist es ja gar nicht so ernst mit der Verurteilung der sozialen Ungerechtigkeiten, sie müssen wohl so tun als ob, sobald aber die Kernfragen auftauchen, versagen die Herren Pfarrer. Zu einer dezidierten Stellung gelangen sie dank der ökonomischen Abhängigkeit nie. Wohl sprechen sie vom Versöhnen, es handelt sich aber nur ums Lavieren. Wagen sie einmal untraditionell ein freies Wort, können sie nie auf Rückhalt beim Synodalrat rechnen. Sie wollen höchstens die sozialen Bewegungen *verstehen*, mehr nicht. Sofort warnen die Vorgesetzten vor dem wirklichen Eingreifen. Sie sollen sich darauf beschränken, den «lebendigen Gott» zu predigen.

Den Klassenkampf verstehen sie immer nur unter der Perspektive des systematisierten Hasses. Im Klassenkampf kommt aber nur die gründliche Erfahrung zum Ausdruck, dass die Begüterten, eben als Klasse, trotz allen Pfarrherren auf ihre Vorrechte nie freiwillig verzichten werden. Wer grosser Liebe fähig ist, kann auch ordentlich hassen, ganz wie der Nazarener Jesus. Weil die Pfarrer meistens noch den Begriff der Wohltätigkeit als das Höchste auffassen und nicht merken, dass längst der tiefe Glaube ins Volk gedrungen ist, dass eine Welt möglich sei, wo die Wohltätigkeit überflüssig ist, wirken sie als Hemmschuh in allen politischen Parteien und erst recht in jenen Kreisen, die sich der Parteipolitik fern halten. Kurz, sie wirken einer integralen Erneuerung der menschlichen Gesellschaft entgegen. Solange der Pfarrer im Amte bleibt, solange hat das Volk weder in die sozialen, noch in die sozialpolitischen, noch in die freiwirtschaftlichen Pfarrer Vertrauen. Man hat zu viele schlimme Erfahrungen mit diesen Vertretern des Bremserfachvereins gemacht. Es sind bezahlte Diener des Geistes, behagliche Rentner, die ein materielles Interesse daran haben, dass die bestehende Ordnung erhalten bleibt. Wenn die «gefühlte Berufung» einmal stärker ist als die Behaglichkeit, dann können wir dem, was sie Christentum nennen, vielleicht wieder Respekt entgegenbringen. Wenn sie nicht mehr mit der Autorität der Bibel aufrücken, sondern an der jetzt vorhandenen antiautoritären menschlichen Psychologie ansetzen, dann geben wir ihnen die Hand, denn Menschen, denen man vertrauen kann, ohne sich in seinen Gefühlen gekränkt und betrogen zu sehen, — Menschen mit dem Takt und der Geduld der Liebe, werden immer gesucht werden. Denn dann ist es mit der Schmach vorbei, dass man das menschliche Gefühlsleben einer bestimmten Klasse zur museumsartigen Aufbewahrung vermacht hat und dass man diesen Religionsmuseumsdienern für das Abstäuben der Geistespetrefakten vergangener Zeiten einen gewissen Gehalt auszahlt, denn erst dann arbeiten sie an der Erneuerung des menschlichen Geistes.

Von welcher reaktionären Gesinnung Herr Pfarrer Burri erfüllt ist, geht aus einem Vortrag in Basel hervor, wo er die Aufklärungszeit des 17. und 18. Jahrhunderts als Ursache der heutigen Ratlosigkeit und Zerfahrenheit bezeichnet! Darum wünscht er, dass sich verkrampfte Hände zum Gebet schliessen, zur Bitte um eine Hilfe von aussen, ohne der Kräfte zu gedenken, die in uns liegen. Ihm scheint es zu passen, dass leider viele keine Aufklärung wollen, sondern das Wunder, das Unbegreifliche. Diese Erneuerer sind entweder Geschäftsreisende ins Transzendente, oder «Flüchtlinge nach Indien».

Alle betäuben uns mit dem Gift: «Kein Ding ist der Mühe wert», «Torheit ist die Tat zu tun» usw. Andere wiederum lauschen der Lockung des Passivismus und denken, wenn doch alles zwecklos ist, wenn doch nichts der Mühe wert ist, wozu denn handeln? Der Dämmer dschungelhafter Mystik lockt. Das Untertauchen in das Vergessen ist eine schöne Gebärde geworden.

Wer aber Wille zur Arbeit hat, für den liegen die Steine auf der Strasse, daraus neue Häuser gebaut werden können. Man baue soziale Einrichtungen aber keine Barrikaden, auf denen geschossen und guillotiniert wird. Die mystische Abkehrung von der Welt tarnt nur verschwärmtens Egoismus, der nur seinen Interessen zu opfern gewillt ist. In der Zeit der Not aber wie wir sie jetzt durchleben, muss uns höchstes Gemeinschaftsinteresse, um nicht das sentimental anmutende Wort Nächstenliebe zu gebrauchen, aus der Agonie aufrütteln. Wenn die Erde brennt, darf man nicht auf dem hypnotischen Weg nach der Milchstrasse ausschwärmen. Wer aber zu demokratischer Tätigkeit zu faul ist und gerne nach «Indien flüchten» wollte, der muss zur Arbeit angehalten werden und lernen einsehen, dass Politik nicht die Kunst ist, eigene Interessen als diejenigen der Allgemeinheit vorzutauschen.

Zola schreibt, man habe während des weltgeschichtlichen Tages von Sedan in einem nahegelegenen Tale einen Bauern gesehen, der mit einem weissen Pferde vor dem Pflug seiner Arbeit nachging. Warum sollte er einen Tag aussetzen? Wenn auch die Menschen einander töten, so musste die Erde doch leben. In bösen wie in guten Zeiten liegt es an uns, fest und treu ein Jeder seinen Acker zu pflügen. Wenn auch das Ackerstück klein ist, das der Einzelne zu bestellen hat, und die Aussaat arm ist, die er zu spenden vermag, zusammen können und sollen wir dafür bürgen: der Geist muss leben. Hier gibt es keinen Platz für Zaudern oder Zweifel oder Missmut. Je dunkler die Nacht, je wütender der Sturm, desto mehr ist es von nöten, dass das Licht im Feuerturm leuchte. Selbst wenn die materielle Kultur zertrümmert am Boden liegt, ist nichts verloren, wenn nur die geistige ihr Licht bewahrt, denn bei ihrem Schein soll alles wieder aufgebaut werden. E. T.

Alle Theologen, welcher Religion sie auch angehören, streben nach einer despotischen Herrschaft über die Gewissen, und sie verfolgen deshalb alle, die die Wahrheit aufzudecken wagen.

Friedrich der Grosse.

Feuilleton.

Mein Freund Isidro.

Von Jakob Stebler.

(Fortsetzung)

Dann schlenderte er los, dem Städtchen zu. Irgend eine bestimmte Absicht schwebte ihm nicht vor, es wäre denn, dass er die trauernde Witwe anzubetteln gedachte. Der richtige Einfall kam ihm erst, als er beim Blumengeschäft des Don Eusebio Much vorüberging, und ein dickliches Männchen, offenbar den Ladeninhaber, vor der Türe stehen und sich langweilen sah. Dort durchzuckte ihn ein Gedanke.

«Sie haben wohl gute Geschäfte gemacht heute, Caballero?»

Der Angeredete spuckte kunstgerecht zweieinhalb Meter aus, und faltete sein Gesicht zu einer verächtlichen Miene: «Gute Geschäfte? Seit wann verdiene ich schon etwas?»

«Nun, ich denke, heute dürften Sie einen ausgezeichneten Tag haben.»

«Ist Ihnen daran gelegen, mich zu ärgern?»

«Im Ernst. Ich nehme an, dass Sie eine Menge Kränze zu liefern haben für das Begräbnis des Señor Montull.»

«Haben Sie eine Ahnung, hombre!» — Und eine zweite Ladung folgte der ersten an die jenseitige Häuserreihe hinüber. «Sie sind wahrscheinlich fremd hier, dass Sie nicht zu wissen scheinen, wie sich unsere Leute Don Isidro gegenüber einstellen!»

«Nein, ich bin sogar sehr gut im Bilde. Und gerade darum finde ich, ein tüchtiger Geschäftsmann wie Sie, Don Eusebio, dürfte mit Leichtigkeit Mittel und Wege finden, um bei solcher Gelegenheit seine Blumen für gutes Geld los zu werden.»

Der Dickliche sah ihn bekümmert an: «Wenn ich aber behaupte, dass in ganz Baza niemand daran denkt, auch nur einen Blumenstiel zu spenden!»

«Dann müsste es nicht mit rechten Dingen zugehen!»

«Natürlich, so ein hergelaufener Kerl muss es ja besser wissen!»

«Wenn Sie mir eine Cigarette geben wollten, Caballero, könnte ich Ihnen vielleicht mit einem Vorschlag zur Güte dienen.»

Die Cigarette kam, etwas widerwillig allerdings. «Und?»

Don Julio stellte sich breit in Positur: «Vorausgesetzt, es gelänge mir, Ihnen Aufträge zur Lieferung von Kränzen zu vermitteln, auf wieviel Provision pro Kranz dürfte ich da wohl rechnen?»

Der Blumenhändler war nicht so leicht auf Zuversicht umzustimmen. «Kommt gar nicht in Frage: ich kenne die Verhältnisse zu gut! Es würde mich sehr wundern, woher Sie einen solchen Auftrag nehmen wollten!»

«Wieviel würden Sie mir pro Auftrag bezahlen, habe ich gefragt!»

«Nun, wenn Sie durchaus nicht zu belehren sind: eine Peseta pro Kranz würde mich nicht reuen. Aber geben Sie sich keine Mühe; bis zur Stunde ist auch nicht ein Mauerblümchen für Don Isidro bestellt worden.»

«Eine Peseta; abgemacht.»